

Wiener Zeitschrift

für
Kunst, Literatur, Theater
und
M o d e.
Sonabend, den 23. May 1835.

62

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein colorirtes Modembild, welche hier gegen Voranzahlung zusammen vierteljährig um 6 fl., halbjährig um 12 fl. und ganzjährig um 24 fl. C. M., dann ohne Kupfer vierteljährig um 4 fl., halbjährig um 8 fl. und ganzjährig um 16 fl. C. M. bey M. Strauß's sel. Witwe in der Dorotheergasse Nr. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 13 fl. 12 kr. halb u. 26 fl. 24 kr. C. M. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung C. Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in wöchentlichen Lieferungen mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

C l a r y.

(Fortsetzung.)

Wir wandelten eine Weile schweigend neben einander, endlich fragte Fanny mich mit schlecht verhehlter Bewegung: „Hast du mir etwas zu sagen, Ernst?“

„Viel, sehr viel, und eben so viel zu fragen. Antworte mir offen und ehrlich, Fanny. Was hast du gegen mich, womit habe ich dich verletzt, daß du mir so feindlich grollst?“

„Was sprichst du da?“ fragte sie mit erzwungenem Lächeln. „Warum sollte ich dir arollen? Hast du mir Ursache dazu gegeben?“

„Das ist's, was ich von dir wissen will. Frage ich mein Gedächtniß, so spricht es mich von jeder Schuld gegen dich frey; frage ich mein Herz, so sagt es mir, ich könnte dir nie mit Willen und Vorsatz wehe thun. Aber gibt es nicht Mißverständnisse, die oft die Besten entzweyen? Macht sich das Herz nie eines Unrechts oft eben gegen den Gegenstand seiner Neigung schuldig? Und ist es dann nicht besser, mit einem erklärenden, vermittelnden Worte jenen schmerzlichen Spalt auszufüllen, als ihn zur Trennungskluft zu machen? — Darum noch einmal, was hast du gegen mich? Du siehst zu hoch in meiner Meinung, als daß ich dich zu jenen gewöhnlichen Weibern zählen sollte, bey denen ein unbedacht entschlüpftes Wort für eine unverzeihliche Beleidigung gilt, die in ihrem engherzigen Egoismus fordern, daß man jedem andern Gefühl absterbe und nur einzig und allein für sie empfinde und lebe. Das thut die Liebe nicht, jene wahre, heilige Liebe, die alles wünscht, wenig hofft und nichts begehrt, die in dem Glücke ihrer Lieben ihr eigenes Glück findet. Dich, Fanny, halte ich dieser himmlischen Empfindung fähig, und für zu edel, um jener schwachen Eitelkeit zugänglich zu seyn. So rede denn frey und aufrichtig, heißt es doch, ihr sollt die Sonne nicht untergehen lassen über eurem Groll.“

„Du quälst mich vergebens, Ernst, denn ich kann dir nicht auf deine Fragen antworten. Daß es zwischen uns nicht mehr ist, wie es war, fühle ich selber nur allzu tief, und leide schmerzlich darunter, aber den Grund davon anzugeben vermag ich nicht. Wir haben unsere Kindheit so glücklich mit einander

verlebt, da waren unsere Pfade nur Einer, jetzt aber trennen sie sich, jedes muß künftig seinen eigenen Weg gehen und von dem Gefährten scheiden. Scheiden? ja, doch nur um sich wiederzufinden. Wenn sich unsere Pfade auch trennen, müssen wir darum der Hoffnung einstiger Begegnung entsagen?“

„Alles, was du da sagst, meine gute Fanny, ist keine Antwort auf meine Frage. Bin ich dir denn so gar nichts mehr? Es war mir immer ein so freundlicher Gedanke, dir den Bruder, den dir das Schicksal versagt, zu ersetzen, dein Freund, dein Schutz zu seyn, dein guter Engel in dieser Welt voll Trug und Arglist, für dein Glück Sorge zu tragen; den Mann, den du einst als Gattinn beglücken sollst...“

Mit stehender Geberde legte mir Fanny die Hand auf den Mund. „Um Gottes willen schweig, es ist alles umsonst, wir verstehen uns ja doch nicht.“

Ich schwieg bestürzt, das unselige Geheimniß war mir klar geworden. Das unglückliche Mädchen liebte mich, mich, der seit Elary's Anblick für kein anderes Weib mehr Liebe fühlen konnte. Mit einem herzzerreißenden Gefühl blickte ich auf Fanny, die auf eine Nasenbank gesunken war und, mit beyden Händen das Antlitz bedeckend, heftig weinte. Lange stand ich lautlos, nach einer langen Pause fragte ich endlich schüchtern und zögernd: „Zürnst du mir, Fanny?“ Langsam ließ sie die Hände sinken, wandte das von Thränen überströmende Antlitz zu mir und sagte mit leiser, bebender Stimme: „Nein, Ernst, nein, ich zürne dir nicht. Ich habe schon lange und sehnlich gewünscht zu erfahren, was ich jetzt erfahre; nun weiß ich Alles. Gott gebe dir Glück und Segen, dir und Allen, die du liebst.“

„Geht dir dieser Wunsch in Erfüllung, so bist du die Glücklichste, ich liebe dich ja so herzlich.“

„Du liebst mich nicht,“ erwiderte Fanny mit schmerzlich schneidendem Tone.

„Fanny, meine Schwester, meine theure Schwester, das Wort kommt nicht aus deiner Seele. Wie ist es dir möglich...“

„Laß uns ins Haus zurückkehren,“ sagte Fanny, sich mühsam erhebend. „Die Luft wird so kuhl; ah,“ fügte sie, von Neuem in Thränen ausbrechend, hinzu, „mir war ja gleich, als sollte ich nicht mit dir gehen; wäre ich doch dieser ersten Regung gefolgt, ich wäre um einen schönen Traum reicher.“

„Wahrheit, selbst schmerzliche Wahrheit ist besser als der schmeichelndste Traum,“ erwiderte ich ernst und fest; „der bestgemeinte Betrug verräth früh oder spät seine höllische Abkunft, und nichtswürdig ist es, mit Herzen zu spielen. Wir werden uns darüber gewiß einst verständigen, bis dahin deine Hand zum Zeichen völliger Veröhnung und steter Freundschaft.“

Mit milder Freundlichkeit reichte mir Fanny die Wange zum Kuß. „Ich bin ein Kind,“ sprach sie mit schmerzlichem Lächeln, „und Kinder muß man sich ausweinen lassen, das ist ja der einzige Trost, für den sie empfänglich sind. Nun aber laß uns gehen, Ernst, ich bedarf der Ruhe.“

Schweigend geleitete ich sie ins Haus. — Einige Tage waren seit meiner Uterredung mit Fanny verstrichen, während welcher sie zwar traurig und ernst, doch darum nicht unfreundlich gegen mich war. War auch die frühere Traulichkeit und Herzlichkeit noch lange nicht hergestellt, so durfte ich doch hoffen, die Zeit und ein von meiner Seite sich gleichbleibendes, freundliches, brüderliches Benehmen werde Alles wieder ins alte Geleise bringen. So weh

es mir that, Janny leiden zu sehen, so schmerzlich es mir war, Ursache ihres Grams zu seyn, so war ich doch überzeugt, ihr durch den augenblicklichen Schmerz der Enttäuschung manche bittere Qual, die die Zukunft ihr sonst bereitet haben würde, zu ersparen. Ich kannte sie für zu verständig, um sich einem hoffnungslosen Liebes Schmerz in sentimentaler Überspannung hinzugeben, und für zu stolz, um nicht gegen eine Leidenschaft anzukämpfen, die sie nun mit Bestimmtheit unerwidert wußte. Und überdieß, man mag dagegen sagen was man will, vergift sich wohl nichts so leicht als entschieden hoffnungslose Liebe.

Aber eine andere peinliche Sorge lastete mir schwer auf der Seele; ich hatte Carl weder gesehen, noch etwas von ihm erfahren. Der Zustand des Kleinen mußte sich bedeutend verschlimmert haben. In der Angst meines Herzens hatte ich schon beschlossen an Madelon zu schreiben, um durch sie Nachrichten von meinem kleinen Liebling zu erhalten, als man mir eines Morgens ein an mich adressirtes Billet überreichte. Es war von Clary, der Überbringer, hieß es, warte auf Antwort. Hastig erbrach ich das Schreiben, in dem ich folgende Worte fand:

„Das schwere Leiden, das über mich hereingebrochen, möge mich bey Ihnen dieser Zeilen und der darin enthaltenen Bitte wegen rechtfertigen. Mein Carl liegt todkrank, in seinen Fieberträumen ruft er nur immer Sie, wünscht immer Sie zu sehen. Sein dringendes Bitten hat mir das Versprechen abgedrungen, Sie um Ihr Kommen zu ersuchen. Nun ist er ruhiger; er behauptet mit Zuversicht, Sie würden, könnten Sie erst seine Sehnsucht, dieselbe gewiß nicht unbefriedigt lassen.

Wenn die Bitte einer tief gebeugten Mutter, wenn die Sehnsucht eines Ihnen so innig ergebenen Kindes etwas über Sie vermögen, zaudern Sie keinen Augenblick meinem armen Carl die Freude Ihres Kommens zu gewähren; es ist vielleicht seine letzte auf Erden.

Clary von Wahlburg.“

Es braucht wohl kaum erwähnt zu werden, daß ich, als ich diese Zeilen gelesen, mich aufs Pferd warf und nach Clary's Schlosse eilte. Die verschiedensten Gefühle durchstürmten meine Brust auf dem kurzen Wege bis dahin. Am Ziele meiner Sehnsucht angelangt fand ich mich dort mit Ungeduld erwartet. Ein alter Diener führte mich sogleich in Carls Zimmer, das ich mit innerer Angst, mit einer frommen Scheu betrat, als träte ich in den Tempel des Herrn; wußte ich doch Clary da zu finden. Als ich eintrat, lag sie vor des Kleinen Bette auf den Knien; das Geräusch meines Nahens machte sie aufblicken. Sie deutete auf den schlummernden Kleinen, erhob sich dann vom Boden und fragte, mir näher tretend, mit leiser Stimme: „Graf Strömberg?“ Ich verneigte mich bejahend.

„Dank, tausendfachen Dank für die schnelle Erfüllung meiner Bitte. Kommen Sie näher, sehen Sie, wie friedlich er schläft. O mein Gott, so wird er vielleicht bald ewig schlafen!“

„Warum martern Sie sich mit solchen Vorstellungen, gnädige Frau?“ fragte freundlich verweisend der hinzugetretene Arzt. „Ich habe Ihnen ja bereits erklärt, daß der Zustand Ihres Sohnes, wenn auch gefährlich und bedenklich, doch nicht hoffnungslos sey, daß man von der frischen Jugendkraft, die in seinen Adern strömt, noch Alles hoffen dürfe.“

„Hoffen?“ fragte Clary mit dem Lächeln der Verzweiflung. „Das ist mir ein fremdes Wort, dessen Bedeutung ich nicht begreifen kann. Wenn Sie aber wahr sprächen, wenn mein Kind...“ sie hielt, von der Macht ihrer Gefühle überwältigt, erschöpft inne.

„Beruhigen Sie sich, gnädige Frau, ich fürchte, unser Gespräch könnte den Kleinen aus seinem Schlummer wecken, der ihm heilsamer ist als alle Arzeneey. Sein Erwachen wird beweisen, ob meine Hoffnung für seine Genesung gegründet ist oder nicht.“

Clary nahm schweigend ihren vorigen Platz wieder ein, und wies mir einen Sitz an dem Lager des Kleinen an, der noch immer schlummerte. In ihr Anschauen verloren ruhten meine Blicke unverwandt auf Clary's holdem Gesichte; sie bemerkte es nicht. Die Augen gen Himmel gerichtet, sandte sie ein glühendes, wortloses Gebeth aufwärts zu dem höchsten Wesen, und auch meine Seele stimmte ein in ihr Flehen. Mir war, als seyen wir in diesem Augenblicke Eins, als zerflöhen unsere Seelen in den gemeinschaftlichen Wunsch um die Erhaltung des von uns beyden so innig geliebten Wesens. Da regte sich der Kleine, schlug die Augen auf und gewahrte mich. Ein halbblauer Schrey der Überraschung und Freude entfuhr seiner Brust; sich mühsam aufrichtend und mir die Hand reichend sagte er: „Mein Freund, mein lieber Freund!“

Der Arzt unterbrach ihn mit der Frage, wie er sich fühle und empfahl ihm Ruhe und Stille. „Es ist mir besser, viel besser, und bleibt Ernst bey mir, so wird mir völlig gut seyn. Bleib hier; ich will Alles thun, was du mir befehlst, will ruhig seyn, nicht sprechen, dir in Allem gehorchen, bleib nur bey mir.“

Durch mein Versprechen, ihn so lange, als seine Krankheit dauern werde, täglich zu besuchen, beruhigt, lag der Kleine mit Engelslächeln da, meine Hände in den seinen haltend. Schmerzlich bewegte blickte Clary auf uns, ich begegnete ihrem Blick und las darin tief rührenden Dank. Dann richtete sie einige Worte an mich, die mein Herz wie Himmelsklänge durchbebeten. Das waren nicht die Worte einer Fremden zu einem Unbekannten, das war nicht das Steife und Kalte eines ersten Zusammentreffens. Mir war, als kennten wir uns schon lange, als wären wir nur eine lange traurige Weile über getrennt gewesen und fänden uns nun wieder, um uns nimmermehr zu verlassen, als müßte ich zu ihren Füßen sinken und ihr Alles deuten, was in meiner Seele vorging.

So entflohen zwey Stunden, die reichsten meines Lebens, ich mußte nun daran denken, mich zu entfernen; Carl war wieder in Schlummer gesunken. Von meinem Sitze mich erhebend, näherte ich mich Clary, um Abschied von ihr zu nehmen. Sie blickte mich mit seltsam tiefem innigen Ausdruck an und sprach zum Abschied: „Ich hoffe, Sie werden des Versprechens, das Sie meinem Carl gegeben haben, täglich eingedenk seyn.“

Glück läßt sich empfinden, aber nicht beschreiben, darum sey es mir vergönnt, von den auf meinen ersten Besuch bey Clary folgenden Tagen und Wochen zu schweigen, während welcher ich sie sah, in gemeinsamer Sorge mit ihr verbunden ihr so nahe stand, wo sich ihr mildes, beseligendes Wort so oft und freundlich an mich richtete, wo ich ihr längst kein Fremder war. Mir ward die doppelte Wonne, den Kleinen genesen und seine Mutter durch

ihres Lieblings Rettung glücklich zu sehen. Es gab Augenblicke, in denen Clary ihres sonst so tiefen Grammes zu vergessen schien, und sich den süßen Regungen des Vertrauens, ja selbst einer stillen Heiterkeit überließ; aber ach, es waren nur Augenblicke, die bald ihrem gewöhnlichen Trübsinn wichen. Meine Leidenschaft für sie schien sie nicht zu bemerken, wenigstens deutete ihr immer gleich freundliches, aber stets ernstes, ruhiges Benehmen gegen mich nichts davon an. Ihr gestehen, daß ich sie liebe, wie konnte ich das wagen? ach, ich hatte wohl Recht gehabt, als ich bey ihrem Anblick schon ahnte, dieses Wesen stehe für irdische Liebe zu hoch.

(Die Fortsetzung folgt.)

Byron.

(Gestorben am 19. April 1824 zu Missolonghi.)

Sohn der Titanen, Byron, Schmerzbezwingender!
Aus Kraft stammt Sieg, nur Ohnmacht senkt in Trauer!
Umsog des Zweifels Nacht dein Auge grauer:
Stog drein dein Geist, ein Blitz, ein weltverschlingender.

Nur Mensch mit starker Faust, mit frey sich ringender,
Zerschlugst du Kühn des Lebens Scheidemauer:
Da drang herein der unnennbare Schauer —
Vom Geisterhorn ein Ton, ein fernhinklingender.

Ein Zaubertrank verbannt das feige Kimmern,
Mondflamme ist dein Licht, so kalt und düster;
Auf deines Herzens wildzerrißnen Trümmern
Thronst herrlich du, entzückender Verwüster!
Des Kampfes Qual nicht tauschend um den Frieden,
Trägst siegreich du den Fluch der Promethiden.

Ch. W. Dübner.

Correspondenz-Nachrichten.

Prag, Ende April 1835.

Die allerhöchste Geburtsfeier Sr. Majestät unsers allerdurchlauchtigsten Kaisers Ferdinand I. wurde, wie gebräuchlich, durch ein solennes Hochamt in der Domkirche begangen, welchem alle Classen der Bewohner Prags in großer Zahl beywohnten; auch verschönerten, dem Herzen und den Gesinnungen unseres erhabenen Monarchen entsprechend, viele wohlthätige Handlungen und freywillige Spenden an Dürftige das schönste Nationalfest aller Völker des österreichischen Kaiserthums.

Die Bühne beging diesen Tag der Feier im festlich beleuchteten Hause mit der Auführung der Bellinischen Oper: „Die Montechi und Capuletti,“ in welcher Ute Sabine Heinemann einen Cyclus von Gastrollen mit dem Romeo eröffnete. Vor dem Beginn der Oper wurde die Volkshymne gesungen, bey deren erstem Accorde sich das gesammte Publicum ehrfurchtsvoll erhob, und bald klangen aus allen Räumen des Hauses die rührenden Töne wieder, die mit patriotischem Jubel begrüßt und begleitet wurden.

Der Referent der „Bohemia“ sagt über die Stimmung des Abends: Die Worte eines ehrwürdigen, sterbenden Greises sind von weissagender Kraft und Bedeutung. Unser hochselige Kaiser und Vater vermachte uns auf dem Sterbebette seine Liebe. Sein mildes, klares Auge ist seinen Millionen erloschen; aber schon in den ersten Tagen des allgemeinen Schmerzes tröstete uns in den Worten seines erlauchten Sohnes, unseres Kaisers Ferdinand, dieselbe fromme, gerechte, väterlich fürsorgende Milde, und derselbe treuherzige, Liebe und Vertrauen erweckende Ton, welcher dem hohen Verbliebenen alle Herzen gewann. Kaiser Franz, der Unvergessliche, hat uns seine Liebe in seinem Sohne vermacht, und das unauflöbliche Band unserer Treue wurde in dem

Augenblicke geknüpft, als Kaiser Ferdinand den Völkern Oesterreichs einen Verlust klagte, den sie tief mitempfanden.“

Wenn Ue. Heinefetter, zumal im ersten Acte, keine so stürmische Aufnahme fand, als während ihres ersten Aufenthaltes in Prag, so ist wohl hauptsächlich jene feyerliche Stimmung daran Schuld, welche sich der Anwesenden bemerkt hatte, und die sich erst nach und nach von dem erhebenden Gefühle der Volksliebe mit vollem Sinne zu dem Spiele der Kunst zu wenden vermochte, dann aber die Gabe des Beyfalls in reichem Maße dem lieben Gaste, fast in noch reichem unserer liebenwürdigen Ue. Luger (Giulietta) zukommen ließ, für deren schöne Fortschritte die fremde Künstlerin einen genügenden Maßstab darbietet, indem Ue. Luger an ihrer Seite vor etwa achtzehn Monaten, in jener Zeit kaum noch ein Jahr bey der Bühne, so schöne Blüten gezeigt, die seitdem zu wahren Hesperidenfrüchten gereift sind. Ue. Luger bewies nie so sehr als diesmal, daß sie nicht allein eine gebildete und geschmackvolle, von Natur und Kunst gleich reichlich ausgestattete, sondern zugleich, daß sie im vollen Sinne des Wortes eine dramatische Sängerin sey.

Reichrer Tribut des Beyfalls wurde Ue. Heinefetter in ihrer zweyten Parthie, der Rosine, so wie in der Wiederholung des Romeo zu Theil, wo es mir auch vorkam, als sey sie noch mehr als das erste Mal im vollen Besitze ihrer reichen Mittel. Zu „Barbier“ erschien Hr. Pöck nach seiner Urlaubsreise zum ersten Male wieder als Figaro auf unserer Bühne, und wurde mit dem Enthusiasmus begrüßt, den einem solchen Talente wohl kein Publicum verlagern wird. Man kann nicht leicht eine ansprechendere Opernnummer hören, als das Duett des ersten Actes von einer Sabine Heinefetter und unserm Pöck gesungen. Am wenigsten sprach die eingelegte Pacinische Arie der Ue. Heinefetter im zweyten Acte an. Auch Hr. Demmer führte die beyden Parthien des Lebaldo und Almaviva ganz vortreflich durch, und Hr. Preisfinger (Bartolo) erschütterte bey jeder Wiederholung das Zwerchfell des Publicums, wie bey seiner ersten Erscheinung auf unsern Brettern.

Überhaupt sind wir reich gesegnet mit angenehmen Gästen, die uns aus allen Weltgegenden zukommen, denn nebst Ue. Heinefetter haben wir die lebenswürdige Ue. Caroline Bauer und noch eine Sängerin, Mad. Schmidt-Friese hier, welche zum ersten Male als „Tancred“ erschien; da sie aber sichtlich unwohl war, und wahrscheinlich nur aus Achtung vor dem Publicum nicht absagen wollte, so behalte ich mir den Bericht über ihre Leistungen bis zu ihren ferneren Gastspielen vor.

(Der Schluß folgt.)

L i t e r a t u r.

Geschichte der europäischen Staaten. Herausgegeben von A. H. L. Heeren und F. A. Uferl. — Geschichte von Oesterreich von Johann Grafen Mailáth. 1. Bd. Hamburg 1834.

Der rühmlich bekannte Geschichtschreiber seines Volkes (der Magnaren) hilft hiemit dem schon seit langem fühlbar gewordenen Bedürfnisse einer nicht bloß für den Gelehrten, sondern für gebildete deutsche Leser insgemein berechneten Geschichte Oesterreichs (zwar nicht vom Anbeginn Oesterreichs, aber doch seit der Regierung der Habsburger) ab; der Zusatz unter den Habsburgern fehlt auf dem Titel. Wir meinen nicht, daß eine Geschichte Oesterreichs, wie die der Länder des österreichischen Kaiserstaates von Schels, bis auf die Zeiten der Römer zurückgehen, oder eine Geschichte Steyermarks mit der von Noricum beginnen müsse, aber Oesterreichs Geschichte muß da, wo der Name des Markgrafenthums selbst in der Zeit auftaucht, nemlich mit den Babenbergern anheben, unter deren Herrschaft österreichische Verfassung und Gestaltung als ein selbstständiges Ganzes ans Licht tritt, wo in den Zeiten der Kreuzzüge das Wappen des silbernen Balkens im rothen Felde sich von der Belagerung von Ptolemais her schreibt, und mit dem Flore des Ritterthums sich auch die Blüthe geistiger Bildung entfaltet. Wenn Goye ebenfalls nicht weiter hinauffeigt, so mag ihm dieß als einem, der kein Oesterreicher, nachgesehen werden; Galletti hat Recht, nicht früher zu beginnen, weil er nur die Geschichte des österreichischen Kaiserthums, im Vereine mit Ungarn und Böhmen betrachtet, schrieb; aber Pölich beginnt sein Compendium der Geschichte des österreichischen Kaiserstaates mit den Babenbergern, deren Regierung die erste Periode, eben so Genersich in seiner Geschichte der österreichischen Monarchie. Durch die genannten Werke ist eine mit gründlicher Sachkenntniß und lebendiger Darstellung organisch gegliederte Geschichte Oesterreichs, wie sie der Verfasser durch den vorliegenden

den ersten Theil zu liefern verspricht, eben so wenig überflüssig gemacht, als durch die theilweise Bearbeitung einzelner Biographien, Perioden und Regierungen, dergleichen im österreichischen Plutarch in der Geschichte Ferdinands I. von Hrn. v. Buchholz, und in den herkulischen Forschungen des wahrheitsliebenden Chorberrn von St. Florian *) zu Tage liegen. Dankbar erkennt Herr Graf v. Mailáth (Anmerkung S. 165), was er dem letzten schuldet, durch dessen bekannten Fleiß und kritischen Scharfsinn erst eine vollständige Geschichte Albrechts III. möglich geworden und eben so (Anm. S. 389), was er über die Literaturgeschichte Österreichs den Mittheilungen des durch seine gehaltvoll sich aufschwingende, österreichische Zeitschrift für Geschichte und Staatskunde um beyde verdienten Hrn. Kaltenbäck dankt. Ist Hr. Graf v. Mailáth gleich von Geburt ein Magyare, so ist er doch ein Österreicher und hat sich durch seine Leistungen in deutscher Poesie und Prosa ehrenvoll deutsches Incolat erworben; als geborner Österreicher und eingebürgerter Deutscher, als Schriftsteller von gewandtem Talente und lebendiger Darstellung, ist derselbe wohl besser als Core, Gassetti und Pölich zur Schreibung der Geschichte Österreichs befugt, und übt seine Befugniß mit dem besten Erfolge. Mehr des Neuen und Unbekannten als der vorliegende Band müssen die folgenden bieten, in deren Zeitraum die Quellen des kaiserl. Hansarchivs, welche dem Verfasser zum Behufe seiner Geschichtschreibung geöffnet sind, reicher strömen. Aus vielleicht zu großer Vorliebe für das romantische Verhältnis Wilhelms von Österreich mit der polischen Hedwig nimmt diese Lebensgeschichte den Raum ein, welcher besser einer größeren Entwicklung der ritterlichen Tugenden und glänzenden Eigenschaften Maximilians I., der letzten Blume des Ritterthums, gegönnet worden wäre. Dieser erste Band umfaßt nach einer kurzen Einleitung die Geschichte Österreichs unter den Habsburgern von Rudolph I. bis auf die Vereinigung Ungarns und Böhmens mit Österreich, eine auf das schärfste abgeschnittene und auf das bedeutsamste begrenzte Periode, deren Grenzpfiler Rudolph und Maximilian I. Mit gleicher pragmatischer Geschichtkenntniß sind in dem Vorworte die Perioden der drei folgenden Bände, nemlich von Ferdinand I. bis zum westphälischen Frieden, von Leopold I. bis zum Tode Carls VI. und von Maria Theresia bis auf die neueste Zeit begrenzt, und sollte eine dieser Perioden ob der Fülle des Stoffes in zwey Bände erweitert werden, so werden die fünf Bände der Geschichte Österreichs den fünf Bänden der Geschichte der Magyaren des Verfassers würdig zur Seite stehen.

H.

*) 1) Beiträge zur Geschichte Österreichs ob der Enns, 4 Bde.; 2) Geschichte der Landwehre in Österreich ob der Enns, 2 Bde.; 3) Österreichs Militärverfassung in älteren Zeiten; 4) Österreichs Handel in älteren Zeiten; 5) Österreich unter den Königen Ottokar und Albrecht I. 2 Bde.; 6) Österreich unter Herzog Albrecht dem Lahmen, 2 Bde.; 7) Österreich unter Herzog Rudolph IV.; 8) Österreich unter Herzog Albrecht III., 2 Bde.; 9) Österreich unter Kaiser Friedrich IV.; 10) Österreich unter Albrecht IV.; 11) die Geschichte Albrechts II. als Kaiser, unter der Presse.

K. K. Hoftheater nächst dem Kärnthnerthore.

Den 15. May zum Vortheile der Sigr. Strepponi: La Sonnambula, Melodramma in due atti, di Felice Romani. La Musica del Sigr. Maestro Vincenzo Bellini.

Die vorstehende Oper, obwohl einem Theile des Wiener Publicums bereits aus den Vorstellungen der Josephstädter Bühne bekannt, erschien auf unserm Hofopertheater als Neuigkeit und würde als solche auf eine besondere Erwähnung Anspruch zu machen haben, auch wenn sie nicht zu dem Cyclus der italienischen Opernvorstellungen gehörte. Die Compositionen Bellini's haben von allen Erzeugnissen der neuesten italienischen Tonkunst die meiste Popularität und zugleich, was das Beste an dieser Popularität ist, die meiste Achtung der Kenner und Urtheilsfähigen erworben, sie sind nicht bloße Modewaaren gewesen, sondern wirkliche, solide Verlagsartikel geworden, die ihren Werth über den Zeitraum einer Saison hinaus behalten. Daß Bellini von den Vorwürfen, die man seiner Zeit und seinen Landsleuten macht, den einen oder den andern auch verdient habe, wollen wir nicht in Abrede stellen; im Allgemeinen aber kann er, was die Genialität der Erfindung, die Tiefe und Wahrheit des Gefühls und vor allem den vorwaltenden Schönheitsinn in der Wahl und im Gebrauche seiner Mittel betrifft, mit und nach Rossini wohl der größte und gehaltvollste Meister der heutigen Italiener genannt werden. Vorzüglich gewinnend und befriedigend ist er durch die streng gesonderte und durchgehends behauptete Eigenthümlichkeit in der Sär-

bung des Ganzen, durch welche er seinen Opem, je nach ihrem Inhalt und Gegenstand, einen gewissen allgemeinen Charakter, einen Ton, eine Stimmung mitzutheilen weiß, die dem aufmerksamen Zuhörer nicht leicht entgehen, und einen sehr wohlthätigen Eindruck auf ihn hervorbringen werden. Es würde nicht schwer halten, diesen allgemeinen Charakter bey den ausgezeichnetesten und bekanntesten Opem Bellini's mit ziemlicher Bestimmtheit nachzuweisen; auch die in Rede stehende Oper macht davon keine Ausnahme, und der idyllisch-elegische Ton, der sich durch das Ganze in hundertfachen Anklängen hindurchzieht, gibt ihm einen eben so großen Reiz für den Augenblick des Genusses, als er ihm einen künstlerisch bleibenden Werth verleiht. Die einzelnen Parthien sind, wie dies bey ziemlich allen italienischen Opem der neuern Zeit der Fall ist, recht eigentlich auf die Individualität und Virtuosität der Darstellenden berechnet, und in dieser Voraussetzung, die dem Einzelnen ein weites Feld des Selbstingreifens einräumt, höchst dankbar eingerichtet. Die erste Parthie, welche der Oper auch den Titel gegeben hat, wurde von Sagra. Schüh: Oldosi mit dem ganzen Aufwande ihrer in der That staunenswürdigen Bravourausgeführt. Die Herabstimmung des ganzen Vortrags für das Organ der Sängerin, dem zu Liebe überhaupt, heute und bey andern Opem, auch eine veränderte Orchesterstimmung bewerkstelligt wurde, mag für das Ganze des Werkes und die Ensemble, wie für die ursprüngliche Absicht des Componisten gerade nicht als ein entschiedener Vortheil gelten, gehört aber zu den Erscheinungen, die man um so leichter hinnehmen kann, da sie für uns die einzige Bedingung enthielt, eine so berühmte Sängerin in einer so glänzenden Parthie zu hören. Die Fülle von Coloraturen und Verzierungen der kunstreichsten Art, mit welcher Sagra. Schüh: Oldosi ihre Rolle ausstattete, rechtfertigte aufs Neue den ausbreiteten Ruf, den sie als Bravoursängerin in der eigentlichen Bedeutung des Wortes erworben hat. Das Publicum erkannte das ausgezeichnete Verdienst der Gesangsvirtuosin an den meisten Stellen durch die regste Theilnahme, obwohl es zugleich die Abwesenheit eines früher vorzüglich beliebt gewesen Duettts mit Elvino im ersten Acte (welches Musikstück sich vielleicht dem Prozesse des Herabstimmens nicht hatte fügen wollen) durch eine entschiedene, mißbilligende Ausrufung zu erkennen gab. Die erwähnte Nummer wurde um so natürlicher vermist, da die Oper nach einer so auffallenden Kürzung kaum die gewöhnliche, hergebrachte Theaterzeit ausfüllte. — Eine äußerst willkommene, dem früheren günstigen Eindrucke durchaus entsprechende Erscheinung war Sagra. Strepponi in dem Parte der Lisa. Die ungemeine Kunstfertigkeit ihres Gesanges, die durch die Anspruchslosigkeit ihres ganzen Wesens nicht anders als erhöht werden konnte, wirkte auch heute wieder wie bey den früheren Leistungen der Künstlerin, die von unserem Publicum nach ihrem ganzen Werthe erkannt worden ist. — Sigr. Poggi als Elvino schien den ihm zugetheilten Part mit einer besondern Vorliebe behandelt zu haben, denn er bot alles auf, seine wohlklingende, ausgebildete, oft zum Herzen gehende Stimme, und seinen überaus zarten, gefühlvollen Vortrag möglichst reichhaltig geltend zu machen. Auch läßt es sich nicht verkennen, daß die heutige Rolle, sowohl in dramatischer als musikalischer Hinsicht, seiner Individualität mehr als andere günstig ist. Seine Scene im ersten Acte trug, was den Erfolg anlangt, unstreitig den Preis des Abends davon. Sigr. Cartagenaova erschien in der nicht eben dankbaren und umfangreichen Parthie des Conte Rodolfo, und wirkte durch sein tüchtiges Spiel wie durch das unermüdete Feuer seines Vortrags im Gesange, durch das er sich auch bey uns einen guten Namen gemacht hat, vortheilhaft zu dem Ganzen mit. — Sagra. Vondra als Teresa verdient wegen des Fleißes und des Eifers, mit dem sie sich dem fremden Künstlerkreise willig und würdig angeschlossen, die lobendste Anerkennung.

Wagenbild II.

Ein Tilbury nach neuester Art, im Obertheil ganz durchsichtig; dann ein Dennen mit Rohr geflochten. Beide Formen nach Originalen aus der Wagenfabrik der H. Simon Brandmeyer und Sohn, in der Rossau Nr. 94.

Die Pferd-Beschirrung nach einem Original des bürgerl. Riemeermeisters, Hrn. Joseph Braun, in der Leopoldstadt, Praterstraße Nr. 579.

Herausgeber und Redacteur Johann Schick.

Gedruckt bey Anton Strauß's sel. Witwe.